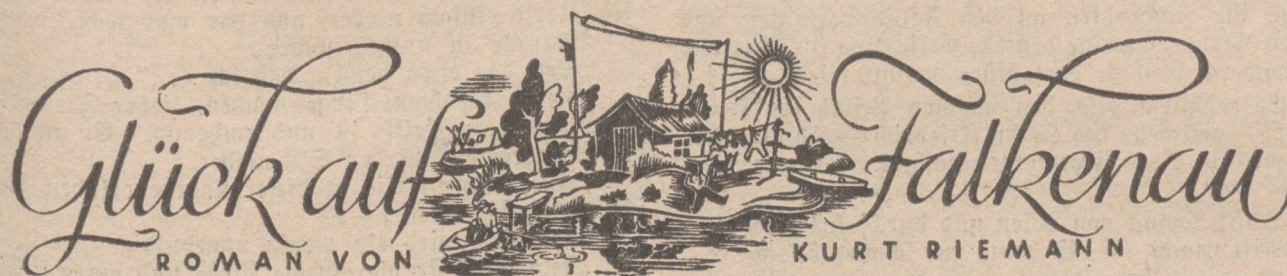


In freier Stunde



(26. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Urheber-Rechtsschutz durch Verlag Oskar Meister, Werdau

Den Strahl seiner Taschenlampe blendet er sorgfältig ab. Er sieht genug: Den Wagen, die Maschinen . . . oh, er bemerkt, daß es allerneueste Konstruktion ist, verdammt modern sind die überhaupt eingerichtet . . . dann holt er eine kleine Kamera heraus . . . lautlos leuchtet das Licht grell auf . . . der ganze Wagen . . . die Haube hoch! . . . so . . . nun aus der Nähe den Motorblock . . . aber das ist alles nur Vorspiel, die Hauptsache kommt erst.

Er holt Werkzeug aus seiner Kofftasche. Man braucht nicht viel, um einen Vergaser schnell zu demontieren. Er zerlegt ihn sorgfältig mit geübten Händen in die Einzelteile, mißt in aller Ruhe, notiert in ein kleines rotes Büchlein, skizziert, dann steckt er sich eine Vorsatzlinse auf die Kamera und macht noch zwei Aufnahmen. In wenigen Minuten hat er alles erledigt, den Vergaser wieder eingebaut, die Haube geschlossen, und alles sieht wieder unberührt aus. Auf dem Wege, der ihn herführte, verläßt er das Haus.

Schnellen Schrittes eilt er dann auf die Hauptstraße zu und beginnt über die kleine Brücke hinweg in Richtung Potsdam zu marschieren. Nach wenigen Minuten stoppt ein heller, grauer Sportwagen.

„Friedrich?“

Der einsame Wanderer steigt ein, und der Wagen saust davon auf Berlin zu, nachdem ihn der Fahrer elegant auf der schmalen Straße wendete. —

In dieser Nacht entwickelt Dr. Korff einen Filmstreifen. Friedrich bereitet das Fixierbad. Korff ist vergnügt. Er pfeift leise einen Schlager, während er das Zelluloidband durch den Entwickler zieht und von Zeit zu Zeit das langsam heraustretende Negativ prüft.

„Großartig!“ meint er endlich, und man merkt seiner Stimme die Zufriedenheit an. „Das war mein bester Gedanke, daß ich Fräulein Doktors Liebhaber auf die Spur ging. Ach, Friedrich, du verstehst das alles nicht, aber laß nur, mein Sohn, wenn du die Sache morgen in Prag zu meiner Zufriedenheit machst und auf der Nürnberg geht alles gut, dann kriegst du deinen Schein und kannst gehen, wohin du willst!“

„Herr Doktor! Ich werde . . .“

„Pst! Red' nicht, Friedrich! Immer schön kusch und Order pariert! Bist doch ein lieber Kerl, nicht? Uebrigens . . . du fährst mit der Bahn nach Prag morgen. Der Wagen ist doch ein wenig zu auffällig.

Und nun geh', mach' mir einen Kaffee drüben! Das Bad hier bring' ich schon in Ordnung, wenn ich alles fertig hab' . . .“

Die Reise des Herrn Niemöller ist ohne alles Aufsehen vor sich gegangen. Er hat in Prag einige Bekannte aufgesucht und eigentlich ganz mühelos alles erfahren, was er wissen wollte. Fest steht für ihn bereits, daß Korff ein ganz gewissenloses Doppelspiel treibt, daß er zwei Eisen im Feuer hat und sie beide schmiedet. Die Leute in Prag verlassen sich auf ihn genau so fest, wie es Thormeyer in Berlin tat. Allerdings ist den Pragern ein kleiner Irrtum in der Person des Herrn Korff unterlaufen. Nach der Beschreibung seines Gewährsmannes kann der Prager Korff nicht mit dem Berliner identisch sein. Korff, wie man ihn in Prag kennt, ist ein ziemlich unscheinbarer Mann, mittelgroß, nicht sehr gepflegt, etwas scheu, eher einem Provinzbuchhalter ähnlich als einem Konstrukteur. Niemöller sagt nichts, als er diese Auskunft bekommt. Aber er denkt sich sein Teil. Er hat diesen unscheinbaren Herrn in Korffs Nähe bereits beobachtet, es kann nur Friedrich sein, der eigentümliche Schaiten, Diener, Chauffeur und wahrscheinlich Helfershelfer

Intelligenter Burische, dieser Korff! denkt er, zieht sich schlau aus der Affäre! Reist nicht selbst — das hätte man bald heraus. Keine Korrespondenz durch die Post — kann nicht kontrolliert werden, außerdem: Wenn's brenzlich wird, zieht er den Kopf aus der Schlinge und läßt den andern hochgehen.

Aber noch sind keine Beweise vorhanden. Nicht eine der beteiligten Stellen würde auch nur einen Teil der Verhandlungen eingestehen.

Niemöller überlegt: Soll er weitere Schritte unternehmen oder erst Thormeyer Nachricht geben? Der Kauf der Insel Falkenau würde genügen, Korff der Korruption zu überführen. Ein paar einfache Fragen hatten ergeben, daß Korff bei der Sache rund zwanzigtausend Mark verdient hatte. Er hatte in seiner Eigenschaft als Vertreter der Amag dem Privatmann Korff eine Insel um diese Summe zu teuer abgekauft. Der Makler war ja nur die Strohfigur. Aber, um das herauszufinden, hätte Thormeyer ihn nicht zu bemühen brauchen.

Doch hier . . . die Prager Geschichte, das war noch

nicht zu Ende. Wenn es dem sauberen Herrn Korff gelingen sollte, seine Erfindung nach Prag zu verkaufen, so war der Tatbestand des Landesverrates gegeben, denn die Erfindung gehörte zu gleichem Teile dem Werk, das ihm die Möglichkeiten zu ihrer Durchführung geboten hatte. Dieser Kerl opierte gewissenlos Arbeitsmöglichkeiten und Verdienstaussichten für zehntausende deutscher Arbeiter . . . er verkaufte sein Volk für schmutziges Geld. Wenn es noch ein armer Teufel gewesen wäre, hätte man es noch wenigstens erklären können, aber so? . . . Der Mann hatte es doch, weiß Gott, nicht nötig!

Niemöller macht keinen Unterschied zwischen Subjekten, die Nachrichten an den Feind verkaufen und solchen Kerlen, die eine deutsche Erfindung ins Ausland verschachern, weil sie dort besser bezahlt wird.

Er beschließt also, den nächsten Besuch des Herrn Korff — vielmehr des Herrn Friedrich — abzuwarten. Der wird in Prag übermorgen nachmittag erwartet.

D 151 kommt von Wien und durchfährt Prag kurz vor Mitternacht. Er ist heute nur schwach besetzt.

Die beiden Schlafwagen nach Berlin laufen in der Mitte. Niemöller beobachtet, wie Friedrich in den ersten einsteigt. Als der Schaffner wieder auf den Bahnsteig tritt, fragt er ihn, ob er noch ein Bett frei habe.

„Und wenn es möglich ist, im Abteil dieses Herrn, der eben einstieg. Ich glaube nämlich, das ist ein alter Schulfreund von mir. Führt der auch bis Berlin?“

„Gewiß, mein Herr!“ beeilt sich der Schaffner Auskunft zu geben. „Der Herr fährt bis Berlin, und das Oberbett in seinem Abteil ist noch frei.“

So hat Niemöller seinen Mann mühelos in nächster Nähe. Er begrüßt ihn freundlich, ganz lebenswürdiger Geschäftsreisender, der sich freut, einen Fahrtgenossen bis Berlin gefunden zu haben. Dann bringt er umständlich sein Gepäck unter, ordnet sein Nachtzeug und macht es sich ein wenig bequem. Jedenfalls trägt er nichts bei sich, keinen Koffer, und die Aktentasche öffnet er gar nicht erst, sondern verstaut sie sorgfältig unter seinem Kopfkissen.

Der Zug hat inzwischen längst Prag verlassen und rollt nordwärts, der Grenze, Bodenbach, zu. Niemöller geht zum Angriff vor. Bis zur Grenze muß die Entscheidung gefallen sein. Er streckt sich lang auf sein Bett und raucht noch eine Zigarette. Dann fragt er so ganz nebenbei: „Reisen Sie oft nach Prag, Herr . . . Korff?“

Der Mann unter ihm fährt auf. Mit einem Satz ist auch Niemöller herab. Sie stehen sich Auge in Auge gegenüber.

„Woher wissen Sie, wie ich heiße?“

Verblüffung und Erschrecken stehen im Gesicht des Fragers geschrieben.

„Aus Prag. Aber bitte . . . setzen wir uns. Unser Gespräch dauert länger. Ich weiß nämlich noch ein wenig mehr als Ihren falschen Namen, ich weiß sogar Ihren richtigen Namen, Friedrich Bernide. Ja, ja, erschrecken Sie nur nicht, den echten Herrn Korff kenne ich nämlich ganz genau.“

Tödlisches Entsetzen malt sich auf dem Gesicht seines Gegenübers. Niemöller wundert sich im stillen über die Fassungslosigkeit des Mannes. Ein geriebener Verbrecher ist das nicht. Nein, bestimmt nicht. Man wird leichtes Spiel mit ihm haben.

„Herr Bernide, waren Sie im Felde?“

„Ich begreife nicht . . . was wollen Sie eigentlich von mir? Sind Sie etwa von der Kriminalpolizei? Ich habe keinerlei Devisen . . .“

Niemöller winkt lächelnd ab.

„Hab ich auch nie vermutet. Aber ob ich Kriminalpolizist bin oder nicht, das wird sich bis zur Grenze entschieden haben. Zunächst bitte ich Sie nur um Ruhe und Vertrauen, ich habe das Gefühl, als wenn sich noch Verschiedenes einrenken läßt. Antworten Sie jetzt kurz und genau! Waren Sie im Felde?“

„Ja. Als Reserveoffizier bei den Sechszwanzigern.“

„Dann ist Ihnen also der Begriff Landesverrat geläufig. Dann wissen Sie, was dieses Verbrechen bedeutet und welche Strafe darauf steht. Im Felde gab's dafür nur eine Sühne. Sie kennen sie. Man schloß diese Kerle einfach nieder, und das war recht.“

Bernide ist aufgesprungen.

„Soll das etwa heißen, daß ich . . .“

„Keine törichten Dinge machen, lieber Freund!“ Niemöllers Griff ist unbarmherzig. Er zwingt den Aufgeregten auf den Sitz nieder.

„Wie kommen Sie zu dieser ungeheuerlichen Anschuldigung?“

Niemöller wird ein wenig ungeduldig.

„Tun Sie mir die einzige Liebe und machen Sie kein Theater! Es ist jetzt zwölf Uhr dreißig, kurz vor drei Uhr sind wir in Bodenbach, an der Grenze. Bin ich bis dahin von Ihnen nicht genügend unterrichtet, lasse ich Sie von den Zollbehörden unter dem dringenden Verdacht des versuchten Landesverrates verhaften.“

Der andere bricht in ein leises Gelächter aus.

Der Kerl ist verrückt oder raffinierter als ich . . . oder er hat tatsächlich keine Ahnung! denkt Niemöller erstaunt.

„Nein, mein Herr,“ meint Bernide jetzt, und wie er das sagt, da merkt Niemöller voller Bestürzung, daß er wirklich einen Ahnungslosen vor sich hat. „Nein, damit können Sie mich nicht schrecken. Schließlich sind Geschäfte, auch mit dem Ausland, kein Landesverrat. Ich denke nicht daran, Ihre Drohung irgendwie ernst zu nehmen.“

„Also, Herr Bernide . . . ich will jetzt einmal ganz offen zu Ihnen sein. Seit geraumer Zeit beobachte ich Ihre Reisen nach Prag. Sie führen sie im Auftrage Ihres Chefs, des Herrn Doktor Korff, aus. Wissen Sie, was diese Reisen bezwecken? Haben Sie selbst Verhandlungen persönlich geführt? Sind Sie über alle Umstände unterrichtet?“

„Darüber kann ich nicht sprechen. Es ist Geschäftsgeheimnis.“

„Geschäftsgeheimnis?“

„Nun ja . . . oder Fabrikgeheimnis. Wie Sie wollen. Auch Doktor Korff ist nur ausführendes Organ. Er bekommt seine Weisungen von höherer Stelle.“

„Ach sooo!“

Niemöller begreift plötzlich, er muß herzhaft lachen.

„Ist das so lächerlich? Jedenfalls werden Sie verstehen, daß ich kein Wort mehr über die Sache rede . . . auch auf die Gefahr hin, verhaftet zu werden. Und Sie werden Ihren Eifer zu büßen haben. Auch die Macht der Kriminalpolizei ist nicht unbegrenzt.“

„Sie ahnungsloser Engel, Sie!“

Niemöller sieht ihn beinahe mitleidig an.

„Ja, Menschenkind, begreifen Sie denn nicht, was für ein Spiel der Korff mit Ihnen treibt? Er schlägt Sie ins Zuchthaus, nachdem er den Gewinn eingestrichen hat und längst über alle Berge ist. Haben Sie denn einmal eine Verhandlung mit den Leuten in Prag unmittelbar geführt?“

Der andere scheint jetzt doch ein wenig unsicher zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Zentaur

Eine heitere Geschichte von Ernst Wilhelm

Es müßte wohl in den Jahren bald nach Umsturz und Verfall sich zugegetragen haben, da eben allerlei solche verwirren Geschichten sich begeben konnten, meinen die einen und schütteln immer wieder erstaunt und bestürzt ihre Köpfe. Die anderen sagen: nein, so weit läge das bei weitem nicht zurück, vielmehr habe gerade in den Tagen eine Sonnenfinsternis geherrscht, und es seien Sternschnuppen gefallen in den Nächten, zu Hunderten, jawohl! Da könne ja denn wohl dies und das geschehen, was sonst nicht üblich sei. In dem einen aber stimmen sie alle überein, auch die wenigen Alten, die etwas von Wassermännern mummeln, von bösen Geistern, die schlecht zu sprechen sind auf die eben bösen Menschen und in dieser Verfassung auch ganz gut halb wie ein Pferd und halb wie ein Mensch sich aufführen können: die Geschichte hat sich wahr und wahrhaftig so zugegetragen, wie sie im folgenden erzählt wird!

Das Mädchen, das in ihr eine Rolle spielt, lebt noch, in einem benachbarten Dorfe, ist eine tüchtige junge Frau, lebt mit einem Rudel Kinder am Rodzippel und ihrem Vад Sorgen auf dem Nacken, der ihr alle früheren Klauen aus dem Kopf getrieben hat. Gern läßt sie sich natürlich an die Geschichte nicht erinnern, die jungen Burischen spotten immer noch grimmig darüber, die Mädchen auch. Aber insgeheim sind diese doch ein bißchen neidisch. Denn reiten, muß man sagen, reiten auf einem hübschen, feurigen Pferde, das tut jeder gern. Und wenn man dann noch dazu einem so schneidigen, schlanken Burischen vor dem Sattel sitzt, na! — Von dem Soldaten, der außer dem Mädchen noch auftrat, hat man hingegen nie wieder etwas gehört. Und das ist gut so! Das wäre denn doch ein wenig zu genierlich gewesen, nach allem.

Eines schönen Sommermorgens also, so um die Zeit des frühen Nachmittags, kam ein Soldat in das Dorf, das sich an einer einzigen Straße vom Wald zum Flusse hinzieht, herabgeritten; klapp, klapp machten die Hufe, und die Tauben auf dem Wege flogen auf mit klatschenden Flügeln. Da mußte natürlich ein jeder sehen, was da nun sein mochte auf der sonntäglich stillen Straße. Die alten Leute sahen hinter den Fenstern aus ihren kühlen Stuben heraus, andere genossen das seltene Schauspiel von den Bänken an den Hauswänden, unter den Dorfzinnen, von der dicken Kirchhofmauer oder vom schattigen Pfarrgarten her. Ein Rudel junger Mädchen gar, vorwiegend wie sie nun einmal sind, folgte dem schneidigen Reitersmann von ferne, ob sich vielleicht irgend etwas mit ihm beginnen ließe, ein kleiner Schabernack etwa oder ein unschuldiges Späßein — in allen Ehren, versteht sich.

Da nun die Sonne den ganzen Tag heiß herniedergebrannt hatte und der junge Reitersmann einen langen Weg hinter sich haben mochte — in welcher Eigenschaft, das ist wohl kaum wesentlich und auch niemandem bekannt geworden —, stieg er, am Ende des Dorfes, dort, wo sich die Straße zum Flusse hinabsenkte, etwas seitab vom Wege, von seinem Roß herab. Nachdem er sich nach allen Seiten vergewissert hatte, daß ihm niemand zuschäue, entledigte er sich rasch seiner Kleider band sie, Ordnung und Zucht gewohnt, zu einem Bündel zusammen und sprang dann mit großen Sähen, Splitterfasernack, zum Wasser, in dem er beglückt mit einem riesigen Geplätscher verschwand.

Nun hatte er wohl, nach seiner Meinung, das Gelände gut erkundet. Die Röhre des Nährmanns waren alle auf das Ufer hochgezogen und versprachen sich eine geruhlsame Feier so, die Häuser lagen gleichfalls schläfrig und träumend in der Nachmittagssonne, kein Laut war zu hören. Aber wie er nicht bedacht hatte, der Wasserflüchtige, daß der Soldat immer den schwersten Stand hat nicht dem Feinde, sondern den Mädchen gegenüber, den schlauen, den feinen, den unberechenbaren, so war er regelrecht in die Falle gegangen, und ein Feldzugsplan, aufgebaut auf eine gewöhnliche Fels-, Wald- und Wiesenstrategie, hätte mit dem jämmerlichen Ergebnis geendet. Aber ein jeder Soldat hat den Marshallstab im Tornister. Wenn er sich nur zur gegebenen Zeit und mit sicherem Instinkt auf sich selbst besinnt und darauf, daß ein frischer Angriff Wunder wirken kann, so hat er allemal gewonnen.

Die Mädchen nämlich, diese Taufensalmer, waren dem braven Reitersmann nachgeschlichen, sie hatten sich nicht entblödet, dem köstlichen Schauspiel am Flusse, hinter einigen Weidenbüschen versteckt, unter heimlichem Getöse und Rippensößen zuzuschauen; und als nun der Mann in den kühlen Fluten verschwand, stach eine, und es war die Lustigste und Hübscheste von ihnen, der Faser, also daß sie mit flinken Füßen zu dem Bündel lief und es aufhob, um damit in den sicheren Kreis ihrer Gefährtinnen zurückzukehren. Hier, so meinte sie, konnte man dann in Ruhe dem weiteren Verlauf der Schlacht zusehen, der Schlacht, die ja von vornherein gewonnen schien, und mochte die nettesten Friedensbedingungen stellen. Und so dachten sie alle und lachten und prusteten, und sie wisch-

ten sich jetzt schon die Mäntelchen über all die guten Worte, die es geben würde.

Der gute Reitersmann war denn auch ehrlich verduht, als er, aus dem sprudelnden Wasser wieder auftauchend, diesen ungeahnten Fortgang der Dinge eräugen mußte. Aber er mochte an den Marshallstab denken oder an sonst etwas anderes: jedenfalls anhielt nun mit einem Rufe des Entsetzens sofort wieder bis an die Gurgel in das bedeckende Element zu fahren, klein und häßlich und vollständig geschlagen, sprang er in einem Nu aus dem Wasser, war, ehe man seinerseits Zeit zu einem Schredensschrei hatte, auf seinem Gaul, drückte dem, der sich lustig wiederbäumte, die Fersen in die Seiten und ritt eine ebenso unerwartete wie tapfere Attade. Splitternack, triefend vor Nässe. So ein Kerl war das!

Sich auf dem Absatz umdrehen und laufen, was das Zeug hielt, war für die armen vernichteten Mädchen das Werk eines Augenblicks. Aber ehe noch die eine, die Nase weiseste, die Hübscheste von ihnen, das geraubte Bündel fallen lassen konnte, war der Sieger dieses übermütigen Felzbuges bei ihr. Wie im Fluge beugte er sich zu ihr nieder, hob die Zappelnde auf mit dem Bündel vor sich auf den Sattel — oh, wie stark er war! —, und dann begann es, das Schauspiel, von dem jetzt noch geredet wird: Schritt vor Schritt, langsam und feierlich, ging der Zug, der ehelich verdiente Triumphzug, die Straße entlang; klapp, klapp machten die Hufe, und die Tauben flogen vor ihm auf mit klatschenden Flügeln. Und die Fenster hatten Augen, die Bänke an den Hauswänden, die Linden auf dem Anger hatten Augen, und die dicken Friedhofsmauern und der Pfarrgarten hatten welche, auch sie. Das Mädchen, so hoch und stolz auf Rosses Rücken, hätte am liebsten in die Erde vertriehen mögen, und das war nicht weiter verwunderlich, da es noch nie auf einem Pferde geessen hatte. Aber weil das nun nicht gut anging, denn der junge lächelnde, nackte Held hatte eine feste Faust, so drückte sie ihr Gesicht an seine blanke, breite Brust, ganz fest, es blieb ihr schließlich gar kein anderer Ausweg, sich zu verstecken. Die ganze lange Dorfstraße hinauf ging es so, ehe zu den vielen Augen, die das sahen, auch die dazugehörigen Wunder kamen, zu rufen, sich zu beraten, zu Hilfe zu kommen...

Das war einmal. Und damit ist diese kleine Geschichte aus. Denn es mag mühsam sein, danach zu fragen, ob denn wohl das junge Mädchen seinem lächelnden Kavalier dankbar gewesen ist für den schönen Ritt auf einem so stolzen Pferde. Es wird wohl selbst den hübschesten Ausgang aus diesem Intermezzo gefunden haben. Wir wollen es zu seiner Ehre annehmen. Seitdem ist aus dem Mädchen jedenfalls eine tüchtige junge Mutter geworden, mit vielen kleinen Kockbuben am Rodzippel und einem Vад Sorgen auf den Schultern. Junge Mädchen haben viele Sträube in ihrem Leben zu bestehen und gehen so leicht nicht zum Teufel — und zum alten Eisen!

Das Weißbrot des Malers

Humoreske von Fritz Hansen.

Der kleine Bäckerladen von Fräulein Martha Martin lag an der Ecke einer hübschen alten Straße. Es war einer von den Bäckerläden mit drei Steinstufen vor der Tür und einer Glocke, deren Wohlklang nicht eher verstummt, als bis der Kunde im Laden steht. Fräulein Martha war vierzig Jahre alt, wohlkonserviert. Sie hatte einige Tausend auf der Sparkasse, zwei falsche Schneidezähne und ein sehr empfindsames Herz.

In der letzten Zeit war ein neuer Kunde in den sauberen kleinen Laden gekommen. Er kam zweimal, dreimal in der Woche. Für ihn interessierte sich Fräulein Martha. Es war ein Mann in mittleren Jahren, mit Brille und einem sorgfältig gepflegten braunen Bart. Er sprach deutsch mit stark englischem Akzent. Jedesmal, wenn er kam, kaufte er zwei alte Weißbrote, die waren um die Hälfte billiger als die frischen. Eines Tages entdeckte Fräulein Martha einen rotbraunen Farbensfleck an einem seiner Finger und erkannte sofort, daß er Künstler wäre — ein armer Künstler in einer Dachkammer.

Wenn Fräulein Martha jetzt saß und ihre Biskuits mit Eingemachtem zum guten Nachmittagstee aß, dann seufzte sie oft. Sie hatte Lust zu probieren, ob sie seinen Beruf richtig erraten hätte. In einem Papiergeschäft hatte sie ein „niedliches“ Bild gekauft, das hingte sie im Laden auf.

gleich über den Badentisch. Es war aus Venedig, ein prächtiger, schimmernder Marmorpalast stand im Vordergrund.

„Bitte geben Sie mir zwei Weißbrote von gestern,“ sagte der Kunde, als er das nächste Mal in den Laden kam. „Sie haben da ein schönes Bild an der Wand,“ setzte er mit einem Lächeln hinzu.

„Ja — nicht wahr,“ antwortete sie. „Ich liebe die Kunst, das sieht man auch an dem Bilde.“

„Da sind übrigens ein paar arge Fehler an den Booten, und die Perspektive ist sehr schlecht. Guten Morgen, Fräulein.“ Er nahm die Brote verbeugte sich und ging.

Ihr Kunde kam wieder, aber niemals kaufte er Kuchen oder Wiener Brötchen, es schien ihr, als würde er magerer und magerer. Sie hatte die größte Lust, ihm etwas recht Besseres in das Paket mit dem alten Brot zu packen. Aber sie wagte es nicht. Künstler sollen ja so stolz sein.

Eines Tages, als der Kunde wieder sein Geld auf den Tisch legte und die Brötchen verlangte, entstand plötzlich ein Auflauf auf der Straße. Es war Feuer ausgebrochen. Die Wagen mit Feuerwehrleuten fuhren vorüber, und die Spritze kam hinterher. Der Kunde ging zur Tür.

Da hatte Fräulein Martha eine gute Idee. Auf dem Brett unter dem Badentisch stand ein Pfund Butter, frisch vom Butterhändler geschickt. Fräulein Martha machte einen tiefen Schnitt in das Weißbrot, füllte die Öffnung mit Butter, drückte das Brot wieder zusammen und packte es ein. Es entspann sich eine kleine gemütliche Unterhaltung, und dann ging der Mann.

Nach kurzer Zeit schrillte die Badenglocke aus allen Kräften. Jemand kam herein. Welch ein Lärm war das! Sie stürzte hinaus. Da standen zwei Männer, der eine ein junger Bursche mit kurzer Pfeife im Mund, der andere war er. Er war sehr rot im Gesicht, der Hut saß ihm im Nacken. Die Haare sträubten sich nach allen Seiten. Er ballte die Faust, schüttelte sie gerade vor der Nase von Fräulein Martha, direkt vor ihrer Nase, und schimpfte. „Sie haben mich ruiniert.“ schrie er, „Sie alte naseweise Kake!“

Fräulein Martha wankte und legte die Hände an die blaue Seidenbluse. Der junge Mann suchte den anderen zu beruhigen und zog ihn zur Tür hinaus.

Bald danach kam er zurück und sagte: „Nun will ich Ihnen die Sache erklären. Der Herr ist Maler. Wir arbeiten zusammen. Drei Monate hat er an einer Zeichnung gearbeitet. Das ist eine Preisaufgabe. Er war gestern fertig und hatte die letzten Striche mit Tusche auszuzeichnen. Sie wissen wohl, alles wird erst mit Blei gezeichnet, und dann werden die Bleistriche mit alten Weißbrotkrumen radiert; das ist besser als Gummi. Der Herr Alois Blumenberg hat ihre kleinen Weißbrote in der letzten Zeit gekauft und so — na ja, die verfluchte Butter! Jetzt ist die ganze Zeichnung verdorben.“

Er verbeugte sich und ging hinaus. Fräulein Martha aber wankte in die kleine Hinterstube. Sie zog ihre blaue Seidenbluse aus, legte sie sauber in die Schublade und nahm die alte Sergetaille wieder vor. Ihres Lebens kleiner Roman war aus.

Büchertisch

Adolf Meschendörfer: „Der Büffelbrunnen“. Roman. In Leinen gebunden 5,50 M. Verlag Albert Langen/Georg Müller in München. 1935.

In seinem vor wenigen Jahren weithin bekanntgewordenen Buch „Die Stadt im Osten“ hat Adolf Meschendörfer die erste dichterisch vollwertige Darstellung jenes harten und unerbittlichen Kampfes gegeben, den die Siebenbürger Sachsen seit Jahr und Tag um Recht und Freiheit ihres bedrohten Volkstums führen. Auch sein neuer Roman „Der Büffelbrunnen“ erzählt wieder von dem Schicksal der siebenbürgischen Heimat und von dem gefährdeten volksdeutschen Leben im Südosten Europas. Aber der düstere Ernst und die erregende Leidenschaft, die in jenem ersten Roman noch vorherrschten, sind jetzt gewichen und haben einer starken Freude am Leben Platz gemacht. Denn der neue Roman ist als Ganzes viel gelöster, lockerer und heiterer und zudem von so froher und starker Zuversicht erfüllt wie nur je das Buch eines deutschen Dichters. Bewundernswert und über alle Erwartung groß ist

die bunte Fülle der Menschen und Dinge, die durch höchst eigenartige und ungewöhnlich spannende Ereignisse von sich reden machen. Die Handlung umschließt Verlobung, Hochzeit und erstes Ehejahr eines jungen Gymnasiallehrers, der an der Seite seiner geliebten Frau den Weg findet aus der Enge verzwärmtens Lustbetentums in die Wirklichkeit eines neuen tatfrohen Lebens. Auf der Hochzeitsreise ans Schwarze Meer, als er auf fremder Erde an der äußersten Grenze des Abendlandes das deutsche Dorf „Am Büffelbrunnen“ entdeckt und von dessen glück- und leidvollen Auf und Ab im Wandel der Geschichte erfährt, da überwindet er mit einem Male alle fruchtlose Träumerei und wird sich seiner Pflichten bewußt, die ihn auf Gedeih und Verderb mit seinem Volke verbinden: der ehedem vor der deutschen Gegenwart die Augen verließ und in einer untauglichen Welt zu Hause war, ist nun lebend geworden und zum Manne gereift, der weiß, daß er in einem größeren Zusammenhange steht und daß der Sinn eines Manneslebens auf Höheres gerichtet sein muß, als nur auf das Wissen um schöne Werte.

Diese Erfüllung eines einzelnen Schicksals vollzieht sich inmitten einer an Abenteuerern reichen und vielgestaltigen Welt, die mit ungemein farbiger Anschaulichkeit sehr reizvoll und eindringlich geschildert wird.

Reiztiefen

Fräulein, Sie haben ein Loch im Strumpf! Wer das Loch hat, sich in den Finger zu schneiden, oder an der Stirn oder am Auge aus irgendeinem Grunde ein kleines Pflasterchen tragen muß, der kann ein Lied von der Anteilnahme seiner guten Freunde und Bekannten singen, die ihn zur Verzweiflung bringen mit ihrer Kragerlei: „Ach, Sie haben sich in den Finger geschnitten!“ oder „Was haben Sie denn über'm Auge?“ Immer wieder muß er über dieselbe Sache Austausch geben, und das kommt ihm schließlich schlimmer vor als die Sache selbst. Auch das Loch im Strumpf ist so ein Gegenstand freundschaftlicher Aufmerksamkeit. Es hat eine heitere und eine betrübliche Seite. Die heitere Seite hat die neueste Nummer (Nr. 35) des illustrierten Blattes in zwei reizenden und witzigen Bildseiten den Lesern zur Anschauung gebracht. Eine ganz besondere Aufmerksamkeit verdient diese Nummer aber durch den Beginn der neuen historischen Serie von Dr. Paul Sethe „Europäische Fürstenthümer — damals“. Mit Original-Photos aus der damaligen Zeit ungewöhnlich reich bebildert, schildert diese Serie die Fürstenthümer Europas vor dem Weltkrieg. Im Mittelpunkt steht die Gestalt Kaiser Wilhelms II. Die diesmalige Nummer schildert eingehend seine Jugendzeit. Dieses zeitgeschichtliche Dokument ist eine Fortsetzung der Erfolgsreihe „Im Banne der grauen Eminenz“ und wird dem Blatt viele neue Freunde werben. Diese diesmal ganz besonders reichhaltige Nummer des illustrierten Blattes ist ab Samstag überall für 20 Pf. erhältlich.

Kosmos. Auf den Wiesen blüht jetzt die Herbstzeitlose, und so beginnt auch das neue Heft des „Kosmos, Handweiser für Naturfreunde“ mit dem Bild einer solchen von zahllosen Blüten überzogenen Wiese. Die Bauern sehen die Herbstzeitlose nicht gern. Der sehr gefürchtete Giftstoff der Blüten kann den Weidetieren gefährlich werden. — Der Aufschal über die Lichtkeime der Kartoffel wird besonders den Landmann interessieren. — Ueber einen Versuch, den Dr. C. Hoffmeister, der Leiter der Universitätssternwarte Berlin-Babelsberg, unternommen hat, um das Rätsel des Jodalkalichts zu lösen, berichtet ein ausführlicher Aufsatz von Johannes Hoppe. — „Photographisch auf Murretiere“ nennt sich der folgende Beitrag, der uns zeigt, wie es möglich ist, durch geschickte Vögel mit der Kamera auch seltene Tiere in wertvollen Natururkunden festzuhalten. Schon heute dürfen wir unseren Lesern verraten, daß im folgenden Jahrgang 1936 des „Kosmos“ in jedem Monat eine ähnliche Anleitung zur Naturphotographie der jeweils erreichbaren Tiere gegeben werden wird. — Der Aufsatz von Dr. Maurer, „Vorbilder für den chemischen Krieg in der Natur“ ist in der heutigen Zeit besonders „aktuell“. Unter den Kupfertiefdruckbildern werden die prachtvollen Freilichtaufnahmen des Steinadlers den Naturfreund in hohem Maße fesseln. W. Zeller, Zürich-Delikon, hat dazu einen von warmer Naturliebe getragenen Aufsatz geschrieben. — Die Frage, ob der Birk bestimmte Baumarten bevorzugt, ist immer noch viel umstritten; der „Kosmos“ hofft daher, daß man sich an seiner Umfrage recht reger beteilige, wodurch der Kosmos wieder einmal mit Hilfe seiner Leser praktische Arbeit leistet. — Die Abteilung „Wandern und Reisen“ führt uns diesmal in die Lüneburger Heide. Dort ist das Naturparkgebiet des mit dem Kosmos eng befreundeten Vereins Naturpark, der auf seine Weise die Bestrebungen des Kosmos, Liebe und Verständnis für die Schönheit echter, unverschäfter Natur und ihre Erscheinungen zu wecken und zu pflegen, unterstützt und weiterträgt. — Franck'sche Verlagsanstalt-Stuttgart.